

Russland baut auf die Verstaatlichung der Zeit

Die Polittechnologen des Kremls setzen Geschichte als Machtressource ein. Sie wollen eine dem Westen überlegene Zivilisation schaffen

ULRICH M. SCHMID

Im Sommer 2016 führte das Levada-Zentrum in Russland eine Umfrage über «Objekte des nationalen Stolz» durch. Unangefochtener Spitzenreiter war mit 44 Prozent der Nennungen die russische Geschichte, vor den Naturreichtümern und dem Militär. Ganz am Ende der Skala rangierten zentrale Staatsaufgaben wie die Wirtschaftsförderung, das Bildungssystem und die Gesundheitsversorgung. Im Kreml hat man diese Stimmungen sehr aufmerksam verfolgt. Der nationale Stolz auf die Geschichte wird heute durch gut ausgebaute Polittechnologien in eine Machtressource für die Regierung umgewandelt.

Grundsätzlich lassen sich drei staatstragende Geschichtskonzeptionen unterscheiden, die in die Öffentlichkeit eingespeist werden: das «ultranormale» Ende der Geschichte, die zivilisatorische Dividende der Revolution und das Imperium als «Katechon». Alle drei machtpolitischen Geschichtsverwertungen bauen auf einem hegelianischen Staatsverständnis auf. Für den Staat gibt es in der deutschen Sprache ein eigenes Wort, nicht aber im Englischen und im Französischen. «State» oder «état» bedeutet neben «Staat» auch «Zustand». Und in der Tat tritt der Staat in der russischen Polittechnologie nicht in erster Linie als bürokratische Institution in Erscheinung, sondern als geistiger Zustand, der den Konsens des gesellschaftlichen Zusammenlebens sichert. Dabei ist dieser Zustand des Staates keineswegs stabil. Für ihn gilt das Gleiche wie für die Aufrechterhaltung von biologischen Entwicklungsstadien. Die Evolutionstheoretiker verwenden dafür das Konzept der «Red Queen», einer Figur aus Lewis Carrolls Kinderbuchklassiker «Alice im Wunderland»: Die «Red Queen» muss immer rennen, um am selben Ort zu bleiben. Genauso muss der Staat ständig in Bewegung gehalten werden, wenn der gesellschaftliche Konsens weiter bestehen soll.

Eklektische Ideologie

Wladislaw Surkow (geb. 1965) gehört zu den einflussreichsten und rätselhaftesten Akteuren im Kreml. Er wechselte im Jahr 1999 aus der Privatwirtschaft in die mächtige Präsidialadministration – genau zu dem Zeitpunkt, als der unaufhaltsame Aufstieg des Wladimir Putin begann.

Es ist nicht einfach, Surkows eklektische Ideologie zu beschreiben. Sein oberstes Ziel besteht in der Sicherung des bestehenden Herrschaftssystems. Surkow indes ist kein Befürworter von politischer Repression, sondern versucht, der Regierung Putin ein modernes Antlitz zu verleihen. Dazu setzt er vor allem die Populärkultur ein, die stark mit patriotischen Inhalten aufgeladen wird.



Russische Soldaten proben in der Uniform der Roten Armee für eine Parade in Moskau.

ALEXANDER ZEMLJANICHENKO / AP

Surkow, der selbst einen tschetschenischen Vater hat, ist der Architekt des wichtigsten ideologischen Projekts des Kremls: der Schaffung einer russländischen (also auf den föderalen Staat bezogenen) Nation mit einem russischen Kulturkern. Für die historische Begründung dieses Projekts kann Surkow auf William McNeills Opus magnum «Der Aufstieg des Westens» (1963) zurückgreifen, das im Bücherregal in seinem Kreml-Büro steht.

McNeill betrachtet die Weltgeschichte als einen Prozess wechselseitiger kultureller Beeinflussung. Schon das Zarenreich verband autochthone und westliche Kulturelemente und wies durch seine imperiale Expansion auch Merkmale der amerikanischen Frontier auf. Der Titel von McNeills Buch ist nicht so zu verstehen, dass der Westen alles Fremde abschüttelt, sondern, dass er leistungsfähige Elemente fremder Kulturen integriert. So konnte der Westen eine sozialistische Revolution nur verhindern, indem er freiwillig sozialistische Regeln einführte. Dadurch kommt es zu einer Konvergenz der Systeme: Die anfänglich dominante Staatsquote im Kommunismus geht zurück, während die Staatsquote in liberalen Systemen zunimmt.

Surkow nimmt solche Deutungsangebote dankbar auf. Neben seinem Brotberuf als Chefideologe der Regierungs-

partei Einiges Russland verfasst er auch Romane. Sein neuestes Werk «Ultranormalität» (2017) verbindet sowjetischen Agitprop mit der patriotischen Ästhetik der Putin-Ära. In diesem Roman ist die russische Geschichte an ihr Ende gekommen: Die Zeit fliesst wie ein breiter Fluss in das endlose Reservoir der ewigen Gegenwart. Alle möglichen Regierungssysteme sind in Russland ausprobiert worden. Allein die heutige Mischung aus imperialer Monarchie, sozialistischer Staatsdominanz und post-totalitärer Demokratie kann ganz im Sinne McNeills den «ultranormalen» Fortbestand Russlands sichern.

Zyklisches Geschichtsbild

Der hundertste Jahrestag der Oktoberrevolution stürzte die Kremelführung in ein Dilemma: Einerseits wollte man die Stabilität der staatlichen Ordnung nicht einmal durch einen Festakt infrage stellen, andererseits galt es, den Gründungsmythos der Sowjetunion nicht komplett zu desavouieren. Sowohl Präsident Putin als auch sein treuer Aussenminister Sergei Lawrow wiesen im Vorfeld des Jubiläums darauf hin, dass man die Revolution nicht einfach auf ihre Gewaltdimension reduzieren dürfe. So werde etwa in Frankreich Napoleon bedingungslos als Held verehrt. An den Händen des Kor-

sen klebe das Blut unzähliger Menschen, und doch sei er heute in den Geschichtsbüchern als europäischer Botschafter einer neuen, freien Zivilisation präsent. Der Terror der Revolution habe letztlich die Republik als Staatsform und den «Code civil» hervorgebracht.

Die heutige politische Führung in Russland hebt deshalb an der Oktoberrevolution ebenfalls die zivilisatorische Dividende hervor, die sich auf die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit konzentriert. Anders als bei Surkow dominiert in dieser Konzeption kein synthetisierendes, sondern ein zyklisches Geschichtsbild. Was war, wiederholt sich in neuen, zeitgemässen Ausprägungen. Auch der heutige russische Isolationismus wird mit dieser Argumentationsfigur begründet. In einem vielbeachteten Artikel hatte Lawrow im März 2016 die Ächtung Russlands nach der Krim-Annexion als Fortsetzung der Angriffskriege von Napoleon und Hitler dargestellt – dabei verstieg sich der Aussenminister sogar zu der absurden Aussage, der Westen habe im Zweiten Weltkrieg die deutsche Kriegsmaschine gegen die Sowjetunion entfesselt.

Carl Schmitt ist einer der wichtigsten Stichwortgeber der russischen Konservativen. Für den juristischen Vordenker des «Dritten Reichs» hatte Geschichte nur als Heilsgeschichte einen Sinn. Der

durchsetzungsfähige Staat erschien ihm als höchstes Gut menschlichen politischen Handelns. Aus Schmitts Sicht bestand allerdings für jeden säkularen Staat die Gefahr, dass er ins Chaos abgleitet.

Das Imperium als «Katechon»

Hilfe erwartete er nur vom «Katechon», der als metahistorisches Prinzip im 2. Thessalonicherbrief auftaucht. Hier ist von einem «Aufhalter» die Rede, der das Kommen des Antichrist verhindert. Diese Bibelstelle wurde später so interpretiert, dass das Römische Reich durch seine Christianisierung als Katechon wirkte und sich selber am Leben hielt. Auch Schmitt hatte ganz klare Vorstellungen, wer als Katechon wirkte. Explizit nannte er für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Kaiser Franz Joseph, der allein durch seine persönliche Existenz den sonst längst fälligen Zerfall der Donaumonarchie aufhielt.

In Russland wurde die Konzeption des Katechon vom rechtsnationalistischen Philosophen Alexander Dugin aufgegriffen. Die Geschichte ist aus Dugins Sicht ein eschatologischer Prozess, der auf die Rettung des auserwählten russischen Volks hinauslaufen muss. Allerdings muss sich die heilige Nation verteidigen, sonst siegt der Antichrist, der sich hinter der verführerischen Maske des westlichen Liberalismus verbirgt. Dugin kann sich dabei auf eine prominente Tradition der russischen Religionsphilosophie berufen: Wladimir Solowjow hatte in der «Kurzen Erzählung vom Antichrist» seinen Titelhelden in der Gestalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Europa auftreten lassen.

Alexander Dugin organisiert mittlerweile sogar einen eigenen Katechon-Videokanal und versucht, durch mediale Beschwörung auf Russisch, Englisch und Französisch die inneren (Liberasten) und äusseren (Gayropa) Feinde Russlands in Schach zu halten.

In den aktuellen Geschichtskonzeptionen steht die Bewahrung des russischen Staates als eines – idealerweise ewigen – gesellschaftlichen Zustands im Vordergrund. Das Verhältnis von Staat und Geschichte wird dabei unterschiedlich gefasst, einmal als Zeitreservoir, in dem der Staat gewissermassen die Geschichte auffängt, dann als zyklisches Modell, in dem der Staat sich durch den Willen des Volkes erneuert, und schliesslich tritt der Staat als entscheidendes metahistorisches Prinzip des Katechon auf, das den kommenden Antichrist aufhält und das drohende Chaos bannt. Letztlich geht es Surkow, Lawrow und Dugin darum, in Russland eine eigene, vom Westen unabhängige und dem Westen sogar überlegene Zivilisation aufzubauen. Ob das gelingt, muss allerdings die linear verlaufende Geschichte zeigen.

So klingt der Neubeginn

Paavo Järvi wird erst 2019 Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters – das Zürcher Publikum feiert ihn bei einem Gastauftritt schon jetzt

CHRISTIAN WILDHAGEN

Ilona Schmiel, die Intendantin der Zürcher Tonhalle, strahlt über das ganze Gesicht. Die sonst so Norddeutsch-Nüchterne schwebt zu Recht ein bisschen auf Wolke sieben an diesem Abend. Denn nicht nur Eingeweihte wissen, dass die Berufung von Paavo Järvi zum Chefdirigenten des Tonhalle-Orchesters ab 2019 ganz wesentlich ihr Werk ist und sich ihren exzellenten Verbindungen in die Musikbranche verdankt. Am Samstagabend trat Järvi, der international Gefeierte und Begehrte, nun erstmals in der neuen Tonhalle Maag auf, Schmiels zweites grosses Gesellschaftsstück für Zürich.

Noch dirigierte Järvi zwar nicht sein künftiges Hausensemble, sondern sein heimisches Estonian Festival Orchestra; doch das Publikum im restlos ausverkauften Saal hiess den sympathischen

Esten trotzdem so nachdrücklich und herzlich willkommen, als wäre dies bereits sein offizieller Einstand an der Limmat. Darin kam ohne Frage auch die Hoffnung vieler Musikfreunde zum Ausdruck, dass der seltsam lustlos verdämmernenden Ära von Lionel Bringuier, dem noch bis zum Sommer amtierenden Chefdirigenten, bald ein umfassender Neubeginn folgen möge.

Bessere Sitzordnung

An diesem mit Ovationen und etlichen Zugaben gefeierten Abend kann man freilich noch etwas anderes lernen: Die Amtszeit von Paavo Järvi dürfte alles andere werden als ein leichter Spaziergang – für die Musiker wie für das Publikum. Wer es nicht schon aus früheren Konzerten Järvis wusste, bekommt hier nämlich schnell eine Ahnung, wie fordernd dieser Dirigent auftritt und mit seinen Musi-

kern arbeitet, dabei kompromisslos nur der Musik und seinem starken Interpretenwillen verpflichtet.

Das Programm umfasst ausschliesslich Werke aus dem 20. Jahrhundert, mit zwei Stücken von Arvo Pärt und der 6. Sinfonie von Schostakowitsch oben drein dezidiert osteuropäisches Spezialistenrepertoire; einzig das beliebte, hier aber ebenfalls nordisch-düster getönte Violinkonzert von Jean Sibelius wirkt wie ein leises Zugeständnis. Umso mehr kann man gerade bei Sibelius eine von Järvis besonderen Stärken erkennen: Er gehört zu den Dirigenten, die Solisten in Konzertstücken wahrhaft einfühlsam begleiten können, ohne dass darüber der Orchesterpart an Eigengewicht verliert.

Davon profitiert die Geigerin Viktoria Mullova, die zwar bisweilen mit den teuflisch vertrackten Doppelgriff-Passagen ihres Soloparts zu kämpfen hat, nie aber mit der stellenweise entfesselten

Klanggewalt des Orchesters. Järvi macht unmissverständlich deutlich, dass er dieses Violinkonzert des selbst als Geiger höchst versierten Finnen nicht als Virtuosenfutter versteht, sondern als ein Seitenstück zu dessen grossen Sinfonien. Entsprechend leuchtet der Ton voll dunkler Kraft, namentlich im Adagio. Im formal mäandernden Kopfsatz hält Järvi nicht nur die Zügel straff, er hebt auch zahlreiche Gegenstimmen und Orchestrierungseffekte hervor, etwa in den tiefen Holzbläsern und den gestopften Hörnern, die zumeist untergehen.

Überhaupt kommt Järvi mit dem neuen Konzertsaal erstaunlich gut zurecht, von einigen grenzwertig lauten Passagen im Blech und im Schlagwerk bei Schostakowitsch abgesehen. Der sehr stimmige Gesamtklang beruht indes auch auf einer anderen Sitzordnung, die Järvi hoffentlich auch beim Tonhalle-Orchester einführen wird: Darin sind

Celli und Bratschen in der akustisch begünstigten Mitte der Bühne placiert und die Kontrabässe hinter den ersten Violinen, was das zu stark abgedämpfte Bassfundament des Maag-Saals ausgleicht.

Verordneter Jubel

Schon bei Pärts «Fratres» und dem kompositorisch noch dichterem «Cantus in Memory of Benjamin Britten» zeigt Järvi neben seinem Klangespür auch einen ausgeprägten Sinn für die Aura und die rituelle Strenge dieser gleichzeitig avancierten wie rückwärts gewandten Musik. Und in Schostakowitschs Sechster heizt er seinem fast durchweg sehr jungen Festivalorchester derart ein, dass namentlich das Scherzo und der Final-Galopp – wohl ganz im Sinne des Komponisten – wie eine hypertrophe Parodie auf den seinerzeit vom Sozialismus verordneten Jubel klingt. Zürich darf gespannt sein.